

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 2 (1898)
Heft: 20

Artikel: Ein verhängnisvolles Bild
Autor: Frey, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

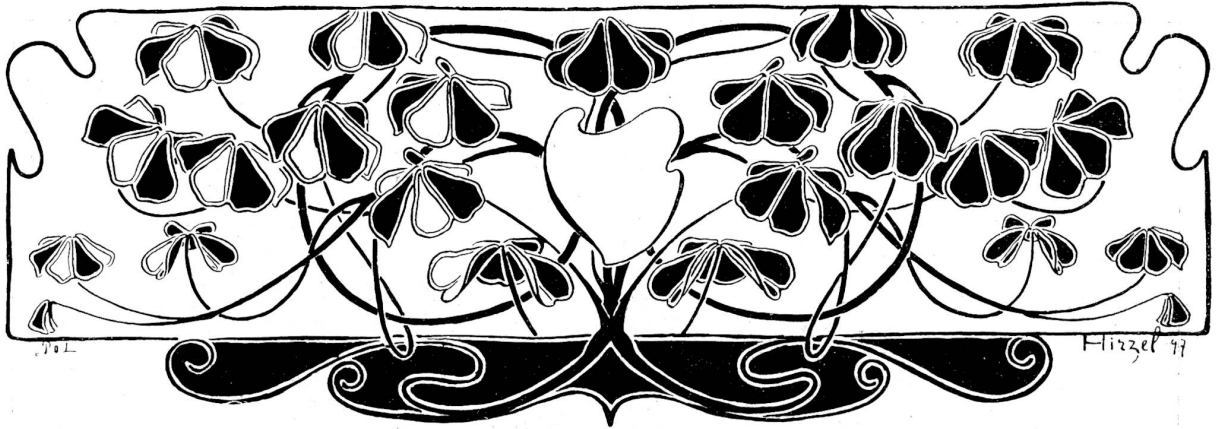
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ein verhängnisvolles Bild.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Jakob Frey.

Stille Herbsttage waren nach einem lauten Sommer auch über das Jurabad St. Lorenzen heraufgezogen, das, kaum anderthalb Stunden von Aarau entfernt, seine uralte Heilquelle in einem romantischen Felsenthälchen verbirgt. Die kleine Kurgesellschaft, die hier noch versammelt war, mochte zusehen, wie sie mit den bereits länger werdenden Abendstunden fertig wurde, zumal sie fast ausschließlich aus älteren Personen bestand; aber die meisten dieser Leute hatten, wie ich selbst, absichtlich den Beginn der stillern Jahreszeit zu ihrer Erholung gewählt, und so wußten sie auch mit ihrem Zeitvertrieb recht gut ins Reine zu kommen. Man versammelte sich in dem kleinen Salon des Kurhauses, der gegen die andringende Abendkühle schon hier und da von einem leichten Kaminfeuer durchwärmt wurde; man plauderte über die Tagesvorkommnisse, man erzählte ernste und heitere Geschichten, und an einem guten Worte, das zu lachen oder zu denken gab, war nie ein Mangel.

Bei diesen Abendunterhaltungen fand sich regelmäßig auch ein Gast ein, der etwas später als die Andern angelangt, von der Wirtin der übrigen Gesellschaft einfach als Herr Trautmann angekündigt worden war. Sie einzig schien ihn zu kennen, wußte aber den leise versuchten Ausforschungen der Frauenneugierde eben so leise aus dem Wege zu gehen, obwohl Herr Trautmann eine Erscheinung war, die diese Frauenneugierde wohl rechtfertigen durfte. Er mochte in der Mitte der dreißiger Jahre stehen, hatte angenehme, aber ernste Gesichtszüge, und über seinem ganzen Wesen lag ein so unverkennbarer Ausdruck stillen Leidens, daß eine gewisse Teilnahme unwillkürlich sich ihm zuwenden mußte. Den ganzen Tag war er wenig sichtbar; er streifte einsam auf den umliegenden Berghöhen umher, und auch bei den gemeinsamen Abendunterhaltungen saß er gewöhnlich mehr schweigsam als mitteilbar; aber er war im Besitze jener tiefergehenden gesellschaftlichen Bildung, die, ohne das Wort selbst zu führen, die Unterhaltung nie ins Stocken geraten läßt

und dem Gespräche jederzeit fast unmerklich eine bestimmte Richtung zu geben weiß. So drehte sich daselbe eines Abends unter mancherlei Äußerungen des Mitleides oder des Unwillens um eine Zeitungsnachricht, welche die Blätter gebracht hatten. Vor Jahren war in einem benachbarten Kantone ein armer Bursche, trotz seiner beharrlichen Anschuldsbeteuerungen, um eines Diebstahls willen zum Zuchthause verurteilt worden. Er hatte die Strafe ausstanden, dann aber als entlassener Sträfling kein Unterkommen mehr gefunden und war im Elende verstorben und gestorben. Nun hatte in diesen Tagen erst ein endlich vom Gewissen geschlagener Verbrecher, nebst manchen andern Vergehen, auch jenen Diebstahl eingestanden, dessen der Unglückliche schuldlos angeklagt worden war.

„Da sehen wir aufs neue,“ sagte ein würdiger Geistlicher aus der Umgegend, der sich bei jedem Anlasse gern in Betrachtungen erging, „all unser Wissen ist Stückwerk, und die menschliche Gerechtigkeit gleicht einem unsfätigen Kleide; aber ein schweres Rätsel hat der Schöpfer uns armen Menschenkindern doch schon in unsrer ursprünglichen Natur und Bestimmung zum Angebinde mitgegeben. Jeder Mensch ist für seinen Nebenmenschen ein vollständiges Rätsel, keiner kann wissen, was in dem andern vorgeht, und doch ist jeder auf den andern zu seinem Dasein angewiesen, wie der Baum auf seine Wurzel. Da können freilich nur Vertrauen und Wahrheit Erlösung bringen, und darin erkennen wir auch den göttlichen Ursprung der beiden.“

„Vertrauen und Wahrheit!“ rief Herr Trautmann mit einem kaum unterdrückten Seufzer leise aus, „aber was haben sie dem schuldlos Verurteilten geholfen?“

„Nun, im Leben freilich nicht viel,“ erwiderte der Geistliche etwas betroffen, „aber schließlich ist die Wahrheit doch entdeckt und die Schuld wenigstens vom Grabe des Schuldlosen genommen worden.“

„Ich freue mich jeden Trostes, der von jenseits des Grabes in die Verwirrung dieses Lebens hereinwirkt,“ ver-



setzte Trautmann, „aber bleiben wir lieber dabei — es ist dem Menschen schon in seiner eigensten Natur ein schweres Verhängnis geworden. Vertrauen und Wahrheit! Strebe sie mit all deinen besten Kräften an, und ein äußerer Zufall, der nicht in deiner Gewalt liegt, vielleicht auch eine Schuld, die dir selbst nicht einmal bewußt geworden, kehren sie dir zum Verderben in ihr eigenes Gegenteil um. O, auch ich wüßte, wie tausend andere, von diesem Verhängnisse zu erzählen.“

„Vielleicht wären Sie so freundlich, uns an einem solchen Beispiele Ihre Ansicht deutlicher zu machen,“ sagte der Geistliche, „Sie wissen ja, wie gerne die Damen erzählen hören.“

„Ach ja, bitte, erzählen Sie etwas,“ tönte es von allen Seiten, „erzählen Sie, Herr Trautmann!“

Der so unerwartet Aufgeförderte schien in Verlegenheit zu geraten und zu überlegen, wie und ob er der Zumutung, die an ihn gestellt wurde, nachkommen sollte. Dann aber sagte er: „Sie würden sich alle getäuscht finden, wenn Sie eine unterhaltende oder auch nur wohlgeordnete Geschichte von mir erwarten wollten. Was mir bei meiner Aeußerung im Sinne lag, war bloß die Erinnerung an die Erlebnisse eines Freundes, die in seiner eigenen Umgebung nun freilich kein Geheimnis mehr sind. Also mögen auch Sie dieselben erfahren:“

Dieser Freund befand sich eben auf der Rückkehr von einer Amtsreise und eilte, ohne nach links oder rechts auszublicken, durch die Straßen einer größern Stadt, um noch den nächst abgehenden Bahnzug benutzen zu können. Erst als bei einer Biegung der Straße die Gebäulichkeiten des Bahnhofes schon in geringer Entfernung sich vor ihm ausdehnten, mäzigte er den eiligen Schritt und sagte aufatmend: „Wozu das Rennen — du hast ja noch über eine halbe Stunde Zeit.“ Er begann nun langsamer gehend flüchtig die reichen Schaufenster zu mustern, die hier täglich neu entstanden, bis er endlich vor einem Bilderladen stehen blieb. Halb gedankenlos durchlief sein Blick eine Reihe kleiner Photographiebilder, Porträtfiguren berühmter und namenloser Persönlichkeiten, um dann plötzlich an einem der Bildchen festzuhaften. Es war ein Mädchenkopf, kaum auf die ersten Schulterlinien herab ausgeführt, aber von sprühendem Leben und einer eigentümlichen, fast phantastischen Schönheit durchglüht. Nach kurzem Zögern trat der Beschauer in den Laden und verlangte das kleine Bild näher zu sehen; doch vergebens suchte er nach einem Namen oder auch nur nach einem photographischen Zeichen, das über das Bildchen und seine Entstehung eine Andeutung gegeben hätte. Auch der Bilderhändler wußte darüber nichts zu sagen. Er hatte das Bildchen mit einer großen Masse anderer zufällig von einem durchreisenden Photographen an sich gebracht und meinte bloß, der Kopf zeige in seiner ganzen Fassung etwas Gespanntes, Theatralisches. Mein Freund schob das Bildchen schweigend in seine Brieftasche, bezahlte den geringen Preis für dasselbe und bezog sich wieder eiligen Schrittes nach dem Bahnhofe. „Sie werden allein fahren, Herr Inspektor,“ sagte einer der Schaffner, der ihm ein kleines Coupé öffnete; „sollten Sie jedoch vorziehen —“

„Nein, nein,“ unterbrach mein Freund den Zuor-

kommenden, indem er rasch einstieg; „ich bin ohnedies müde und nur froh, daß es heimwärts geht.“

Der Zug setzte sich in Bewegung, und eine geraume Weile blickte der einsame Reisende zerstreut, halbträumend in die vorüberfliegende Landschaft hinaus, auf welche bereits die Schatten des Abends niedersanken; dann zog er die Brieftasche hervor, betrachtete das kleine Bild, das er so zufällig erworben, nochmals lange und nachdenklich und lehnte sich endlich mit geschlossenen Augen in die Polster seines bequemen Sitzes zurück. Aber je dunkler es draußen um ihn wurde, um so heller fügte sich in seinem Innern, ohne sein Zutun und fast wider seinen Willen, Erinnerung an Erinnerung, bis er durch die geschlossenen Augenlider auf einen guten Teil seines Lebens wie auf eine wohlgeordnete Bilderreihe zurückblickte; ein Gemälde in so hellem Tone gehalten, daß seine Schatten kaum hinreichten, dem Lichte die nötige Fassung zu geben. Nur dort — dort am Rande wollte sich etwas hereindrängen, das einer fremdartigen, mißfarbigen Nachdunkelung glich.

Mein Freund stand mit verhältnismäßig noch jungen Jahren in einer Stellung, um die ihn viel ältere und in jedem Betrachte verdienstvolle Männer wohl beneiden durften. Das Glück hatte sich ihm, wenn seine Jugend auch eine etwas mühsame und bewegte gewesen, eigentlich von jeher freundlich zugeneigt. Sofort nach beendigten Studien war ihm in einer der angesehensten Landesstädte eine Thätigkeit geworden, wie sie seinen Kenntnissen und Neigungen zunächst nicht besser hätte entsprechen können. Aber bald hatte er dort noch mehr gefunden: eine Lebensgefährtin, die bestimmt schien, jeden seiner geheimsten Herzenswünsche zu krönen. Und mit der Binde der Leidenschaft vor den Augen hatte mein Freund seine Wahl keineswegs getroffen; aber ebenso wenig mit bloßer Verstandesberechnung, sondern sie gieng viel mehr aus jener ruhigen, in ihrem innersten Wesen sich klar bewußten Neigung hervor, die nach aller menschlichen Berechnung die Dauer ehelichen Glückes am ehesten zu verbürgen vermag. Es war vor allem die milderwärmende, zu guter und schlimmer Stunde sich gleichbleibende Gemütsstimmung seiner Auserwählten, die den Freund so mächtig und wohlthätig anzog; aber je durchsichtiger und reiner ihre ganze Seele vor ihm lag, um so lebendiger empfand er die Pflicht, auch ihr sein eigenes Gemütsleben mit rückhaltlosester Offenheit anheim zu geben. Mit fast ängstlicher Besessenheit anvertraute er ihr, wie sein Herz schon einmal, schon während seiner Studienzeit, von einer Liebe ergriffen gewesen, von einer stürmisch bewegten, leidenschaftlichen Liebe, die dem Gegenstande geglichen, der sie ihm eingefloßt, und es erfüllte ihn ein unnenmbares Ruhegefühl, wenn die Braut nun mit ihren unschuldsvollen Augen so fragend zu ihm aufblickte, als ob sie seine schmerzlich erregten Erzählungen nicht begreifen, als ob sie dieselben nicht nachempfinden könne. Ihr war die Liebe kein Schmerz, kein Sturm und keine Leidenschaft; sie war ihr nur ein warmer Sonnenstrahl, der sich mild und still dem geliebten Gegenstande anschlief.

Das waren unzweifelhaft die sonnigsten Jahre im Leben meines Freundes, fuhr der Erzähler nach einer augenblicklichen Pause fort; seine Berufsarbeiten konnte er weit-

aus zum größten Teil daheim verrichten, so daß er das Haus in der Woche kaum auf ein paar Stunden zu verlassen genötigt war und die beiden Gatten auf diese Weise volle Muße fanden, sich mit ihren leisesten Neigungen ineinander einzuleben. Die junge Frau kannte kein größeres Vergnügen, als an den Beschäftigungen ihres Mannes thätigen Anteil zu nehmen, ihm als Sekretär zu dienen oder sonstwie behülflich zu sein; und wo dies nicht anging, saß sie gleichwohl den größten Teil des Tages, mit irgend einer Handarbeit beschäftigt, neben seinem Arbeitstische, um so gleichsam ununterbrochen in seiner Gedankenatmosphäre mit ihm fortzuatmen. Dieses schöne Mit- und Füreinandersein war ein um so ungestörteres, als die Ehe bisher noch kinderlos geblieben, und warf dies selbst wohl bisweilen einen leisen Schatten in ihr stilles Glück — sie beide waren ja noch jung und jede Hoffnung durfte noch auf eine ferne Zukunft hinaus die fröhlichsten Blüten treiben.

Aber diese sonnigen Tage mußten fast unerwartet ein Ende nehmen. Meinem Freunde wurde die Stellung anerboden, in der er sich jetzt noch befindet, und wie ungerne er auch seine bisherige Thätigkeit aufgab, so hielt er es doch für eine unabweisbare Pflicht, seine rüstige Kraft, seine umfassenden Kenntnisse dem neuen, ebenso einträglichen als weitreichenden Wirkungskreise zuzuwenden. Auch die junge Gattin, die durch das ehrenvolle Zutrauen, das in ihren Mann gesetzt wurde, selbst sich hochgeehrt fühlte, war mit diesem Entschlusse völlig einverstanden; ja es kam sie, die seit ihrer Verheiratung fast von allen geselligen Vergnügungen sich zurückgezogen, nicht einmal zu schwer an, ihre große und schöne Vaterstadt mit einem ziemlich entfernten, kleinen Städtchen zu vertauschen, das mehr im Mittelpunkt des neuen Berufsgebietes ihres Mannes gelegen, auch zu dessen Amtssitz bestimmt war. Doch nur zu bald mußte der vollzogene Wechsel von der jungen Frau auf das unangenehmste, ja schmerzlichste empfunden werden. Die neue Berufspflicht hielt den Mann nicht bloß vom Morgen bis zum Abend, mit Ausnahme kurzer Mittagsstunden, außer dem Hause fest, sondern sie rief ihn oft auf mehrere Tage nach entferntern Gegenden seines weitläufigen Amtskreises hin. Dabei waren seine Arbeiten ihrer ganzen Natur nach wenig zu vertraulicher Mitteilung geeignet, und saßen die beiden nun auch noch eine stille Abendstunde beisammen, so fehlte ihnen schon nicht selten der gemeinsame Gegenstand, an dem sich ihr Gespräch in ehemaliger Weise erwärmen und vertiefen konnte, oder dieser Gegenstand war bei der Frau wenigstens die nur mühsam verhaltene Klage über den Verlust des Vergangenen. Der Mann, der ob seiner rüstigen und ausgiebigen Thätigkeit diesen Verlust natürlich leichter verschmerzen konnte, riet zu geselligen Hilfsmitteln, indem er selbst, soweit die Zeit es ihm gestattete, sich bemühte, sein Haus zu einem Mittelpunkte der Frauengeselligkeit des Städtchens zu machen; doch diese Geselligkeit wußte sich, wie das in solcher Lage zu geschehen pflegt, gar zu oft bloß von dem Aufgusse geringfügiger Tagesvorgänge zu nähren, und die arme, sonst an Besseres gewöhnte Frau konnte dabei weder Vorteil noch Hilfe finden. So fühlte sie sich mehr und mehr bedrückt und vereinsamt; schmerzlicher als je empfand sie den Mangel eines kleinen Wesens, dem sie

die Thätigkeit des vorhandenen Tages und die Träume der Zukunft hätte widmen können; aber mit dem stillen Brüten über diesen Mangel stieg allmählich schattenhaft noch Anderes aus den Tiefen ihrer Seele auf, von dem sie früher nie gewußt, dem sie aber nun immer weniger zu wehren vermochte. Ihrem Manne entging diese Veränderung nicht, ohne daß er jedoch darüber ins Klare kommen konnte. Oft, wenn er auch nur einen Tag lang von Hause fort gewesen, wurde er abends mit einer so sehnsüchtigen Leidenschaft empfangen, daß er unwillkürlich in die Zeiten seiner ersten Jugendliebe, die ihm so viel Leids gebracht, sich zurückversetzt fühlte; ein andermal aber schien seine Heimkehr, selbst nach längerer Abwesenheit, von seiner Frau kaum wahrgenommen zu werden. Sie saß über irgend einer Beschäftigung scheinbar ruhig, jede weitere Frage mit dem Bescheide, daß ihr nichts fehle, von sich weisend. Sie gewöhnte sich eben daran, suchte mein Freund sich einzureden; aber wie war das alles doch so ganz anders geworden! Bald konnte er nie mehr von einer seiner Fahrten ohne ein bedrückendes Gefühl der Unsicherheit, ja sogar eines unheimlichen Bangens nach Hause zurückkehren.

Und mit diesem Gefühle fuhr er auch jetzt in seinem einsamen Bahncoupé durch die Nacht der Heimat entgegen. Seine Abwesenheit war um einen Tag verlängert worden, und er hatte dies auch gestern schon telegraphisch nach Hause berichtet. Aber diese freundliche Vorsorge schien diesmal überflüssig gewesen zu sein, da seine Ankunft hingenommen wurde, als kehrte er von einem beliebigen Gange in die Nachbarschaft zurück. Freilich war Frauengesellschaft anwesend, in der sich das Gespräch eifrig um die theatralischen Vorstellungen drehte, mit denen das Städtchen seit einigen Tagen beglückt wurde. Morgen abend sollte zur Erhöhung des in dem kleinen Orte seltenen Vergnügens sogar noch ein Gast auftreten, eine ganz vorzügliche Künstlerin, wie das Anzeigenblatt versicherte. Mein Freund hatte sich um die Ermöglichung dieser Vorstellungen selbst viele Mühe gegeben und einen ansehnlichen Beitrag für dieselben gezeichnet, hauptsächlich nur in der Absicht, seiner Frau dadurch einige Unterhaltung zu verschaffen. Für sich selbst konnte er, auch wenn er noch Zeit dazu gefunden, von den Leistungen einer zufällig zusammengewürfelten und armselig herumziehenden Truppe wenig erwarten, und nicht sonderlich interessierte ihn daher auch das Frauengespräch über diese Dinge. So begab er sich, müde wie er war, zur Ruhe.

Aber Ruhe und Schlaf wollten sich ihm nicht so bald einstellen. Nachdem er sich schon eine geraume Weile niedergelegt, erhob er sich wieder, um die Brieftasche herbeizuholen und das kleine Photographiebild abermals zu betrachten. Bei dem schärfern Lampenlichte trat ihm dasselbe mit erhöhter Lebendigkeit entgegen, und mehr und mehr schienen sich seine einzelnen Formen aus dem hell dunkeln Grunde herauszuheben, bis der einsame Beschauer endlich laut ausrief: „Welche Ähnlichkeit! ja, das waren ihre verlockenden Augen; das ihr übermütiger Mund, der so süß zu plaudern verstand und doch im Augenblicke wieder so blutig zu verbleken wußte!“ Er legte die Tasche wohlverschlossen auf das Lampentischchen neben dem Bette zurück, löschte das Licht und überließ sich im Dunkeln aufs neue dem

träumerischen Sinnen, das ihn schon auf der ganzen Heimfahrt verfolgt. Hätte er seine Frau bei der Ankunft allein und in entgegenkommenderer Stimmung gefunden, so würde er ihr das Bild unverweilt gezeigt und gesagt haben: „Sieh, Marie, so hat einst jene Clotilde ausgesehen, von der ich dir früher so viel erzählt habe und die mich durch ihre leidenschaftlichen Launen lange so unglücklich gemacht, sich selbst vielleicht für immer ins Unglück gestürzt hat.“ Es war unleugbar, das Bildchen zeigte eine überraschende Ähnlichkeit mit seiner ehemaligen Jugendgeliebten, deren Gedächtnis, wie schattenhaft es auch seit langem in seinem Innern verdeckt gewesen, erst in neuerer Zeit durch die wechselnden Stimmungen seiner Frau wieder lebhafter in seine Erinnerung zurückgerufen worden war. Ohne diese Auffrischung hätte er die Photographie in der Masse anderer wohl unzweifelhaft übersehen, oder die Ähnlichkeit des Bildes bei einem so flüchtigen Anblicke wenigstens nicht wahrgenommen; jetzt jedoch freute er sich des Zufalls, der ihm dasselbe in die Hand gespielt. Mit seiner Hilfe konnte er unbefangen an jene Erinnerungen, die wohl auch bei seiner Frau fast gänzlich erloschen waren, nun wieder anknüpfen und an ihnen, ohne den Anschein einer unzufriedenen Abfichtlichkeit, ihr wie im Spiegelbilde die gefährlichen Folgen launenhafter Stimmungen und mangelnder Selbstbeherrschung eindringlich zu Gemüte führen. Das war der Gedanke gewesen, der beim Anblicke des Bildchens sofort in ihm aufgedämmert und dessen Ausführung ihn auf dem Heimwege beschäftigt hatte. Denn daß manches nicht mehr bleiben durfte, wie es stand, hatte ihm die verlegend kühle Begrüßung, die ihm erst vorhin geworden, aufs neue gezeigt.

Unter solchen Vorfäzen schlief der Müde endlich ein; doch konnten seine Augen noch nicht lange sich geschlossen haben, als er durch einen nahen Lichtschein wieder aufgeweckt wurde. Vor dem Bette stand, in der einen Hand ein halbverdecktes Licht, in der andern die geöffnete Briefftasche seine Frau, bleich, aber scheinbar ruhig, während nur um ihre Lippen ein leises Zucken ging.

„Du bist's, Marie!“ rief er überrascht; „was willst Du — was machst du da?“

„Nur ich, Leopold“, entgegnete sie tonlos; „ich wollte bloß sehen, mit wem du noch vor dem Einschlafen so sehnsüchtige Gespräche führst. Nun weiß ich doch, wie die Glückliche aussieht.“ Mit diesen Worten ließ sie die Briefftasche langsam aus der Hand gleiten, und langsam schritt sie der Thüre zu.

Leopold hatte sich erhoben; aber er fühlte sich außer Stande, die Davongehende zurückzuhalten. Was war das gewesen — was sollte das zu bedeuten haben? Wie ein kaltes Fieberfrösteln fuhr ihm der Gedanke an das Herz, daß seine Frau, während sie sich ruhig und gleichgültig stellte, ihn voll bösen Mißtrauens belauscht, ihn heimlich ausgehorcht — und in welcher Absicht, zu welchem Zwecke! Heiliger Gott, war es so weit schon gekommen! Staunen, Schmerz und Unwille durchstürmten seine Sinne, ohne ihn einen ruhigen Gedanken und Entschluß fassen zu lassen. Bald stand er im Begriffe, sich augenblicklich zu seiner Gattin zu begeben, bald warf er sich, im Gefühle herbster Kränkung wieder auf die Kissen

zurück, bis der Tag anbrach. Als er zur gewohnten Stunde das Haus verließ, war Marie, was übrigens öfters geschah, noch nicht zum Vorschein gekommen.

Auf seinem Bureau wartete bereits eine Depesche, die ihn auch für heute wieder fortrieb. Gerne hätte er einen Stellvertreter geschickt, wenn ein solcher zur Verfügung gewesen wäre; gleichwohl brachte er es nicht über sich, seiner Frau persönlich davon Mitteilung zu machen, und beauftragte einen Bureaudiener damit. Es war das erstemal, daß er dies that und ohne Abschied von Marien sich auf einen weitem Weg begab; aber die Entfernung wirkte wohlthätiger auf ihn, als er es erwartet hatte. Das feste Zusammenfassen seines Willens und seiner Gedanken, welches seine Geschäfte von ihm forderten, brachten ihm überhaupt Ruhe und Klarheit, und auf der Heimfahrt am Abend war er im Reinen mit sich, was er zu thun habe. Er kam noch lange früh genug an, um seine Frau vom Theater, wohin sie sich ohne Zweifel mit ihren Nachbarinnen begeben hatte, abzuholen; dann wollte er sie ruhig und ernst über den gestrigen Vorgang zur Rede stellen, wollte ihr mitteilen, wie er zu dem Bilde gekommen, und rückhaltlos erklären, was er mit demselben beabsichtigt habe. Aber als er nach Hause kam, stand Marie mitten im Zimmer, eine kleine Reisetasche in der Hand und sonst völlig angezogen, wie zu einer Reise gerüstet. Bei seinem Eintritte fuhr sie zusammen, aber auch er erschrak über ihren Anblick, da sie ihn fast geisterhaft, mit weitgeöffneten Augen anstarrte.

„Was hast du vor, Marie!“ rief er; „ich glaubte dich im Theater und gedachte dich abzuholen!“

„Ich war auch dort“, erwiderte sie, sich sichtlich aufraffend; „doch ist es gut, daß du schon da bist. Ich gehe zu meiner Mutter und habe noch eine Bitte an dich.“

„Zu deiner Mutter?“ rief er immer bestürzter werdend, „ist ihr ein Unfall widerfahren?“

„Ihr ein Unfall“, entgegnete sie, mit der Hand langsam über die bleiche Stirn streifend; „nein, ihr nicht. Aber lasse das Mädchen die Sachen, die ich ihr befohlen, einpacken und sie mir morgen nachschicken. Und noch eins, Leopold, versuche nicht zu mir zu kommen, ehe du weitere Berichte hast. Jetzt muß ich gehn — der letzte Zug wird in wenigen Augenblicken abfahren.“

Sie wollte sich der Thüre zuwenden, aber er vertrat ihr den Weg und sagte, seine Verwirrung und Aufregung selbst bemeisternd, mit fester Stimme: „Du bist krank oder von Sinnen, Marie; so werd' ich dich nicht gehen lassen, wenigstens nicht bevor du mir den Grund deines plötzlichen Vorhabens erklärst.“

„O, den wirst du nicht erst von mir wissen wollen“, rief sie nun ihrerseits laut und heftig; „oder dann geh' ins Theater, und du brauchst keine Frage mehr.“ Unter diesem Ausrufe entzog sie ihm die Hand, die er zu fassen versuchte, und stürzte zur Thüre hinaus.

Er stand noch unentschlossen, verwirrt und ratlos, als mit ängstlichen Mienen das Mädchen ins Zimmer trat; aber es wußte weiter nichts zu sagen, als daß seine Herrin den Tag über viel geweint, dann doch ins Theater gegangen und vor einer halben Stunde wieder heimgekommen sei, um sich sogleich zur Abreise zu rüsten. Nun schritt Leopold halb hastig, halb zögernd auf die Straße hinaus, während drüben am nahen Bahnhofe der



Weihnachtseinkäufe.
Originalzeichnung von S. Meyer-Cassirer.

letzte Nachtzug, der die Entflohenen von dannen führen mußte, eben ins Rollen geriet.

„Ins Theater!“ rief er vor sich hin, nachdem er dem schwächer werdenden Geräusche fast gedankenlos eine Weile zugehört; aber kaum hatte er den Fuß in den hell erleuchteten zum Theater umgeänderten Saal gesetzt, als er wie geblendet die Hand vor die Augen schlug; denn dort auf der Bühne stand unverkennbar das Original des kleinen Bildes, das er in der Tasche trug. Jetzt freilich bedurfte es keiner weitem Frage mehr, und teilnehmend erzählte ihm ein Bekannter, wie seine Frau, nachdem der Vorhang kaum aufgegangen, offenbar unwohl geworden, sich plötzlich entfernt habe, ohne jedoch einen Beistand annehmen zu wollen.

Erstaunt über den sonderbaren Zufall, voll Mitleides mit der sich selbst Täuschenden, aber im Innersten getroffen und verlezt von dem unerklärlichen Mißtrauen, das sie geoffenbart, schickte Leopold am Morgen ihr die gewünschten Sachen nach mit dem kurzen Ersuchen, sie möchte nur bald zurückkehren, das Mißverständnis werde sich dann leicht lösen. Aber Marie erschien nicht; mein Freund fühlte sich noch zu gekränkt, um sie selbst aufzusuchen, und erst nach mehreren Tagen anvertraute er mir den seltsamen Vorgang. Ich machte mich sofort auf den Weg, die Entflohenen vorläufig aufzuklären und sie zurückzuholen; aber ich mußte bald finden, daß, was ich nur für eine krankhafte Laune gehalten, längst tiefere Wurzeln geschlagen. Die Arme hatte in ihrer völlig veränderten äußern Lage sich allmählich dem Wahne, sie habe die Liebe ihres Gatten verloren, in dem Maße hingegeben, daß dieser Wahne nun bereits zu einem unbefleglichen Mißtrauen ausgeartet war. Und gerade das rückhaltslose Vertrauen, mit dem einst der Bräutigam der Braut seine frühere Liebe offenbarte, mußte ihr jetzt als besondere Stütze ihres Mißtrauens dienen. Der Grund, den Leopold für den Erwerb des verhängnisvollen Bildchens angab, erschien ihr als üblerfundener Vorwand; vielmehr war es, wie sie glaubte, die Ähnlichkeit des Originales des Bildes, das er auf seinen Fahrten

ja längst kennen gelernt haben konnte, mit dem Gegenstande seiner leidenschaftlichen Jugendliebe, welche ihm eine neue Leidenschaft für dieses Original selbst eingeffloßt hatte. Mit einer Art von Abscheu aber wies sie die Zumutung von sich, die schulblose Schauspielerin in irgend einer Art, mündlich oder schriftlich, als Zeugin zu vernehmen. „So scheint denn“, schloß Herr Trautmann seine Erzählung, „für immer getrennt zu bleiben, was einst so eng und schön verbunden war.“ —

Die ganze Gesellschaft schwieg nachdenklich, bis der Geistliche wieder das Wort ergriff. „Nicht für immer hoffentlich, Herr Trautmann“, sagte er; „denn offenbar handelt es sich bei der armen Frau bloß um eine vorübergehende Gemütskrankheit, die wohl bald wieder ihre Heilung finden wird.“

„Heilung!“ erwiderte Trautmann in fast bitterm Tone; „es stirbt mancher an einer Krankheit, die den Andern kaum für kurze Zeit aufs Lager bannt. So trägt eben jeder sein Verhängnis in seiner besondern Naturbestimmtheit, in seiner Eigenart in sich. Zwischen den Beiden ist der Miß, fürchte ich, schon zu tief gegangen.“

Am folgenden Morgen war Herr Trautmann abgereist; er habe dringende Briefe erhalten, sagte die Kurwirtin, durch welche er der Gesellschaft seine Abschiedsgrüße bieten ließ.

„Aber er hat doch gestern Abend seine eigene Geschichte erzählt“, bemerkte ich zu dieser Nachricht.

„Seine eigene“, nickte die Wirtin; „drum konnte er auch hier keine Ruhe finden. Ich habe seine Frau von Jugend auf gekannt.“

Als ich das nächste Jahr wieder nach St. Lorenzen kam, ging eine meiner ersten Fragen nach Herrn Trautmann. „Sein bisheriger Aufenthalt ist ihm unerträglich geworden“, sagte die Wirtin, „und so hat er einen Ruf ins Ausland angenommen; seine Frau aber lebt noch immer bei ihrer Mutter.“

Der arme Inspektor hatte recht — der Miß scheint zwischen den Beiden zu tief gegangen zu sein.

≡ Beim Falerner. ≡

O reiche mir, holdeste Römerin,
Den goldgefüllten Becher,
Entlocke spielend der Mandolin
Eine frohe Weise dem Zecher;

Drück mir, von grünen Reben umlaubt,
Den Kranz der blühenden Rosen
Aufs deutsche, halbergraute Haupt,
Daß die Römerwinde drinn kosen; —

Und du dort, komm her, schwarzlockiges Kind,
Leg zu meinen Füßen dich nieder
Und singe zur Laute mir geschwind
Eins eurer alten Lieder!

Und sie heben an und es tönt das Lied
In den Reben der Romagna,
Und traumverloren mein Auge zieht
In die duftumwobne Campagna.

Zu Häupten mir ein Römerkind,
Eine Römerin zu Füßen —
Kennt Freuden ihr, die schöner sind,
Mögt immer ihr sie genießen!

Ich tauschte nicht um alles Geld
Eures Lebens Sprudeln und Schäumen
Dafür: Eine Stunde als Herrn der Welt
Mich, als römischen Kaiser zu träumen!